

5.1. Diversität in der BildungspartnerInnenschaft

Management Lehrgang
Fachbereich: Zusammenarbeit mit Eltern, Öffentlichkeitsarbeit

Referentin: Birgit Oberwaldner

Was bedeutet Diversität?

Diversität ist ein Konzept der Soziologie, das in Gesellschaft und Wirtschaft für die Akzeptanz und Unterscheidung von Gruppen und individuellen Merkmalen benutzt wird. Häufig wird es ersetzt durch den Begriff „Vielfalt“.

Der Begriff hat individuelle, soziale und strukturelle Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen Menschen im Fokus.

Solche Unterschiede beziehen sich auf:

Alter, Hautfarbe, Geschlecht, ethnische Herkunft, Religion und Weltanschauung, sexuelle Orientierung, Beeinträchtigungen und Behinderungen

Aus diesen Unterschieden ergeben sich unterschiedliche Chancen und Möglichkeiten in einer Gesellschaft.

In der Bildungsarbeit sind Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Menschen gleichermaßen wichtig.

Liegt der Fokus zu sehr auf den Differenzen, kommt es eher zu Trennung und Kategorisierungen von Gruppen. Dadurch entwickeln sich Stereotype, die wiederum zu Konflikten führen können.

Betont man die Gemeinsamkeiten, fördert das die Beziehung und das Vertrauen zwischen den Menschen und erleichtert die Auseinandersetzung mit den Unterschieden.

Das Konzept „Diversität“ stammt aus der Bürgerrechtsbewegung der USA und wendet sich vor allem gegen den Rassismus gegenüber der schwarzen Bevölkerung. Diversität steht für die Herstellung von Chancengleichheit von Gruppen, die auf Grund bestimmter Merkmale in der Gesellschaft benachteiligt sind. Es wendet sich also klar gegen jede Art der Diskriminierung. Verschiedene Merkmale werden nicht als besser oder schlechter bewertet als andere. Dadurch wird Ausgrenzung und Schlechterstellung vermieden.

Der Begriff „**Inklusion**“ wird im deutschsprachigen Raum vor allem in der Bildungsarbeit bei der Gleichstellung von Kindern mit besonderen Bedürfnissen verwendet, meint aber eigentlich dasselbe, dass Vielfalt die Normalität darstellt. Inklusives Denken ist also gewissermaßen eine Haltung, die ErzieherInnen auffordert:

- Kinder in ihrer Unterschiedlichkeit wahrzunehmen und anzuerkennen, sie als mehrfachzugehörig zu sehen und sie nicht nur auf ein Persönlichkeitsaspekt zu reduzieren
- Unterschiedlichkeiten nicht zu bewerten

Aufgaben für ErzieherInnen:

- Entwicklung eines Bewusstseins für Diskriminierung und Ausschlussrisiken.
- Überprüfung der eigenen Haltung (Welche Einstellung habe ich zu Gruppen, die nicht der Dominanzgesellschaft angehören? Welche Sprache verwende ich? Welche Vorurteile habe ich?.....)

Kriterien für eine sachlich korrekte und wertschätzende Sprache, um Unterschiede zwischen Menschen zu benennen (n. Wagner, P.: Handbuch Inklusion)

1. Pädagogische Fachkräfte machen sich die negativen Auswirkungen von abwertenden Bezeichnungen für Menschen bewusst und achten auf eine anerkennende Sprache.
2. Pädagogische Fachkräfte vermeiden es, Kinder und ihre Familien als „anders“ oder von der Norm abweichend zu bezeichnen und verwenden stattdessen sachlich korrekte Beschreibungen für ihre Merkmale, Verhaltensweisen und Fähigkeiten.

3. Pädagogische Fachkräfte vermeiden die Verwendung von „wir“ oder „man“, wenn „ich“ oder „ihr“ oder „wir hier in der Gruppe“ gemeint ist.
 4. Pädagogische Fachkräfte achten bei der Beschreibung von Familien auf deren Individualität und machen sie nicht zu Repräsentanten einer ganzen sozialen Gruppe.
 5. Päd. Fachkräfte orientieren sich bei der Beschreibung ethnischer Vielfalt an der konkreten Lebensrealität der Familien in Deutschland und vermeiden touristische und folkloristische Bilder.
 6. Päd. Fachkräfte achten darauf Menschen mit Behinderungen nicht als defizitär oder bemitleidenswert zu beschreiben, sondern realistisch mit ihren Stärken und Beeinträchtigungen
 7. Päd. Fachkräfte beschreiben körperliche Merkmale von Menschen sachlich korrekt und schließen nicht vorschnell von ihrer Hautfarbe, Augenform, Haarfarbe und –struktur auf ihre Herkunft.
 8. Päd. Fachkräfte beschreiben Hautfarben mit sachlich korrekten Bezeichnungen für die unterschiedlichen Farbtöne und unterlassen bei der Beschreibung von Menschen dunkler Hautfarbe abwertende Bezeichnungen (wie „Farbig“, „Mischling“)
- Überprüfung, der Lernumgebung (Fühlen sich alle Kinder von den angebotenen Lernmaterialien angesprochen?.....)

Haben Kindergartenkinder bereits Vorurteile?

Über dieses Thema gibt es im deutschsprachigen Raum keine guten Untersuchungen, die meisten Untersuchungen stammen aus den USA.

Einige interessante Ergebnisse:

Hautfarbe Herkunft:

- Bereits mit 9 Monaten nehmen Kinder unterschiedliche Hautfarbe und Haarfarbe wahr
- Mit 3 Jahren gibt es bereits positive Bewertungen von weißer Hautfarbe und negative Bewertungen von schwarzer Hautfarbe
- Mit 5-8 Jahren kommt es bereits häufig zu Ablehnung gegenüber Menschen, die eine andere Sprache sprechen

Behinderung:

- Ab 3 Jahren reagieren Kinder auf Behinderungen
- 3-8 Jahre gibt es sowohl positive als auch negative Haltungen gegenüber Behinderungen
- Behinderte Kinder erfahren in Gruppen mehr Ablehnung
- Mit 5-8 Jahren werden Behinderte als nicht normal bezeichnet
- Können Kinder frei auswählen, bleiben nicht-behinderte Kinder unter sich
- Wenn Erwachsenen behinderte Kinder miteinbeziehen, mache es auch die Kinder eher

Geschlecht:

- Mit 3 Jahren haben Kinder ein Bewusstsein über ihr Geschlecht und wissen auch welche Vorlieben Erwachsenen mit dem Geschlecht verbinden
- Kinder entwickeln sehr früh stereotype Verhaltensweisen und halten daran fest
- Mit 5-8 Jahren gibt es massive Vorurteile gegenüber dem anderen Geschlecht
- Tendenziell werden männliche Aktivitäten höher bewertet
- ErzieherInnen festigen Geschlechtsstereotypen
- Geschlecht hat große Auswirkungen auf die Berufswahl

Sozio-ökonomischer Status: (wenig gesicherte Daten)

- Im Kindergartenalter unterscheiden Kinder bereits reich und arm
- Freundschaften entwickeln sich oft innerhalb sozio-ökonomischer Gruppen

Sicher lässt sich sagen, dass das bloße Zusammenführen von Menschen unterschiedlicher Zugehörigkeit an den Vorurteilen nichts ändert. Vorurteile müssen angesprochen und bewusst gemacht werden.

Heterogenität als Motor gemeinsame Bildungsprozesse für Kinder mit und ohne Behinderung

Seit 2008 ist die UN-Behindertenrechtskonvention in Österreich in Kraft. Jede Form von seelischer, körperlicher und geistiger Beeinträchtigung wird als Bestandteil des menschlichen Lebens und der menschlichen Gesellschaft bejaht und wertgeschätzt. Inhalt ist die Aufforderung unterschiedliche Fähigkeiten von Menschen zu respektieren.

Weiters fordert sie eine vollständige Teilnahme und Teilhabe der Menschen mit Behinderung an allen Bereichen des öffentlichen Lebens von Anfang an. Lebenssituation und Lebensumfeld sollen so gestaltet werden, dass Menschen mit verschiedenen Voraussetzungen, Interessen und Bedürfnissen sich in der Auseinandersetzung mit anderen entwickeln und entfalten können.

Gefordert wird ein umfassender Diskriminierungsschutz und eine barrierefreie inklusive Gesellschaft. Sie richtet sich eindeutig gegen Aussonderung in Sonder- und Hilfsschulen. Kinder mit Behinderung sollen in ihrem sozialen Umfeld gemeinsam mit ihren Altersgenossen beschult und erzogen werden. In Österreich gibt es im schulischen Bereich bundeslandabhängig eine unterschiedliche Praxis bezüglich der Beschulung von Kindern mit Beeinträchtigungen oder Behinderungen. Während es in der Steiermark faktisch keine Sonderschulen mehr gibt, werden in NÖ und Wien noch etliche Sonderinstitutionen unterhalten.

Die österreichische Bundesregierung hat einen Plan zur Abschaffung der Sonderschulen bis 2020.

Die Praxis ist jedoch meines Erachtens noch weit davon entfernt, inklusiv zu sein. Auch wenn es keine Sonderklassen mehr gibt werden behinderte Kinder heute in Österreich in sogenannten Integrationsklassen betreut. Der Begriff Integration (Zusammenführen) macht klar, dass zuvor Separation (Trennung) stattgefunden hat. Nicht unbedingt in Form von Ausschluss, sondern durch Diskriminierung im Sinne von Unterscheidung. Damit eine Integrationsklasse mit mehr personellen und finanziellen ausgestattet wird, braucht es die Feststellung eines sonderpädagogischen Förderbedarfs für einige SchülerInnen. Dieser ist meist an Diagnosen gebunden. Die Diagnose wirkt jedoch wieder als Etikett und weist den Diagnostizierten als „andersartig“ aus. Ohne Diagnose gibt es in unserer Gesellschaft keine speziellen Hilfsmaßnahmen. Ein Widerspruch?

Im Kindergarten, Kindergruppen und Hort gibt es oft inklusive Betreuung, wenn keine zusätzlichen Mittel erforderlich sind. Ansonsten ist die Aufnahme von behinderten Kindern im vorschulischen Bereich in Österreich noch nicht klar gesetzlich geregelt. Ein Kindergruppe oder Nachmittagsbetreuung kann Kinder ablehnen, die „nicht in die Gruppe passen“, muss dies jedoch gut begründen.

Voraussetzungen für das Gelingen von Inklusion in Einrichtungen für Kinder

Kommt es zu einer Aufnahme eines Kindes mit Behinderung in eine Regelinstitution müssen alle erwachsenen Beteiligten über das in der Institution vorherrschende Bild vom Kind reflektieren. Inwieweit spielen Vorstellungen vom deutschsprachigen, wohlgezogenen, sauberen, trockenen, sprechfähigen und mit Lerneifer ausgestatteten Kind noch eine Rolle? Wie sehr bringen mich Sabbern, Spucken und ungewöhnlichen Lautäußerungen aus der Fassung? Wie geht es mir damit einem Kind täglich das Gleiche wieder neu erklären zu müssen usw.?

Die pädagogische Fachkraft moderiert eine Bildungs- und Erziehungsgemeinschaft. Bloßes Zusammenleben von Menschen mit und ohne Behinderung bringt keine Inklusion. Es benötigt die Veränderung unseres pädagogischen Selbstverständnisses und eine ressourcenorientierte und respektvolle Haltung.

Zusammenarbeit mit den Eltern

Bekommen Eltern ein behindertes Kind sind sie oftmals traumatisiert. Eine Welt bricht zusammen, sie fühlen sich oft schuldig, verunsichert und allein gelassen. Viele probieren unzählige Therapien aus, die Verbesserung versprechen um eine höchstmögliche „Normalität“ zu erreichen.

An die pädagogischen Fachkräfte haben Eltern oft hohe Erwartungen, die diese zwar erfüllen wollen aber oft nicht können. Oft geht es Eltern und ErzieherInnen darum das behinderte Kind möglichst rasch voranzubringen. Sie tun alles für das Kind, aber wenig im Sinne des Kindes.

Inklusive Pädagogik bedeutet die Perspektive des Kindes einzunehmen, die Einrichtung mit neuen Augen zu sehen und eine Lernumgebung zu schaffen, die zu Selbstständigkeit verhilft. Parallel dazu müssen behinderte Kinder mit allem versorgt werden, das sie dazu benötigen (Brillen, Prothesen, Hörgeräte,.....)

Damit Inklusion gelingt, müssen Familie und päd. Fachkräfte eine Erziehungspartnerschaft miteinander eingehen. Dies lässt sich oft nur schwer verordnen. Wichtig wird es sein, gezielt Personal auszuwählen und inklusionsfördernde Haltungen zu diskutieren.

Zusammenarbeit mit politischen Entscheidungsträgern

Inklusive Einrichtungen vertreten ihr Konzept offensiv nach außen und versuchen Einfluss auf die Gestaltung guter Rahmenbedingungen zu nehmen. (Bereitstellung von Geld und Personal)

Pädagogik der Vielfalt kann nur im Verbund, durch Zusammenarbeit aller Beteiligten, funktionieren. Sie erfordert das Umdenken von Entscheidungsträgern und dem gesamten sozialen Umfeld gleichermaßen.

Anti-Bias Education for Everyone- Vorurteilsbewusste Bildung und Erziehung für alle

Louise Derman Sparks prägte den Begriff des Anti-Bias Approach (=Ansatz gegen Einseitigkeiten und Diskriminierung) und veröffentlichte bereits 1989 ein Curriculum, das ins Deutsche übersetzt wurde. In diesem Ansatz wird Inklusion nicht im engen Sinn für die Erziehung behinderter Kinder gebraucht, sondern bezieht alle Kinder ein.

Anti-Bias Arbeit ist eine Bewegung für soziale Gerechtigkeit, die sich um die Beendigung aller Formen von individueller und institutioneller Diskriminierung bemüht. Sie entwickelt eine Vision einer Welt, in der es jedem möglich ist, sich zu entfalten und spezielle Fähigkeiten und Begabungen zu entwickeln.

4 Ziele der Anti-Bias Pädagogik

Ziel 1: Jedes Kind drückt Selbstbewusstsein und Zutrauen in sich selbst aus, es zeigt Stolz auf seine Familie und positive Identifikation mit seinen Bezugsgruppen.

Ziel2: Jedes Kind drückt Freude und Wohlbehagen gegenüber Unterschieden zwischen Menschen aus, verwendet eine sachlich korrekte Sprache und pflegt innige und fürsorgliche Beziehungen zu anderen.

Ziel 3: Jedes Kind erkennt unfaire Äußerungen und Handlungen immer besser, verfügt zunehmend über Worte, um sie zu beschreiben, und versteht, dass diese verletzen können.

Ziel 4: Jedes Kind zeigt die Fähigkeit, um sich alleine oder mit anderen gegen Vorurteile und/oder diskriminierende Handlungen zur Wehr zu setzen.

Anti-Bias Arbeit stellt also gewissermaßen eine lebenslange Reise dar, die idealerweise in der frühen Kindheit beginnt und sich ein Leben lang fortsetzt.

Literatur: Petra Wagner: Handbuch Inklusion, Herder 2017
Heinrich Böll Stiftung: Diversität und Kindheit, August 2012
Stadtschulrat Wien: Integrationsjournal, Juni 2012

Geschlechtsbewusste Pädagogik

Genderaspekte in der KITA

Unterschiede zwischen den Geschlechtern wurden in der Pädagogik meist in Bezug auf Benachteiligung von Mädchen diskutiert. Daraus entwickelte sich eine Fülle von Ansätzen der Mädchenarbeit in der Jugendarbeit. An den Kindertageseinrichtungen gingen diese Entwicklungen weitgehend vorbei. Viele Erzieherinnen sind der Ansicht, dass das Geschlecht im Kindergartenalter keine Rolle spielt. Entsprechend wenig wurde auch die Dominanz des weiblichen Geschlechts im Kindergarten thematisiert. Nach wie vor ist der Anteil an männlichen Beschäftigten im Kindergarten verschwindend.

In den letzten Jahren werden aus verschiedenen Gründen Genderthemen im Kindergartenalter aufgegriffen:

- Die öffentliche Diskussion über Jungen als „Bildungsverlierer“
- Die Berücksichtigung von geschlechtsbezogenen Themen in der Bildungs- und Qualitätsdiskussion im Elementarbereich
- Implementierung von Gendermainstreaming in der Sozialarbeit

Jungen als Verlierer:

Daten über den im Durchschnitt niedrigeren Schulerfolg von Jungen haben dazu geführt, dass nicht mehr nur über die Förderung benachteiligter Mädchen diskutiert wird.

Die Ursache der Probleme von Jungen wird darin vermutet, dass Jungen in den frühen Bildungsinstitutionen beinahe ausschließlich mit Frauen zu tun haben. Es wird ein höherer Männeranteil in den Kitas gefordert.

Qualität und Bildung im Elementarbereich

Durch die Betonung des Bildungsauftrages der Kindertageseinrichtungen kommt es zu einer Aufwertung des Elementarbereiches. Dadurch rücken auch Genderthemen in den Mittelpunkt des Interesses. Jungen und Mädchen können sich nicht nur auf geschlechtstypische Interessensbereiche beschränken, sondern müssen sich auch mit Themen auseinandersetzen, die sie normalerweise eher vermeiden.

Gender Mainstreaming

Gender Mainstreaming bedeutet, dass geschlechterbezogene Fragen nicht mehr als Spezialthemen abgehandelt werden, sondern im Alltagshandeln berücksichtigt wird. Gleichberechtigung wird als gemeinsames Projekt von Männern (Jungen) und Frauen(Mädchen) betrachtet. Gender Mainstreaming ist seit 1996 eine politische Vorgabe der EU und daher für alle Mitgliedsstaaten verbindlich. Die Praxis hinkt jedoch hinterher.

Geschlechtsbewusste Pädagogik hat das Ziel, den Interessen und Bedürfnissen beider Geschlechter gerecht zu werden. Daher ist ein einseitiges Verständnis von Benachteiligung nicht geeignet, die Realität von Mädchen und Jungen angemessen zu erfassen.

Geschlechtsbewusste Pädagogik spielt sich zwischen der Wahrnehmung von individuellen Unterschieden und der Schärfung des Blicks für geschlechtstypische Muster und Strukturen ab. Es geht um das Bemühen von Chancengleichheit, eine möglichst breite Persönlichkeitsentwicklung und um das Anerkennen vorhandener Geschlechtsunterschiede. Im Sinne von „Diversität“ und „Inklusion“ sind Geschlechtsunterschiede ein Aspekt von Heterogenität.

Die Entdeckung der Geschlechtsunterschiede

Für das Verständnis der Geschlechtsunterschiede und die Entwicklung der Geschlechtsidentität ist das Kindergartenalter besonders wichtig.

Bereits am Ende des 1. Lebensjahres finden Kategorisierungsprozesse statt. Kinder unterscheiden bereits sehr früh zwischen Männern und Frauen. Ab dem Kindergartenalter erkennen sie, dass sie selbst zu einem dieser Geschlechter gehören und dass das auch so bleibt.

In der Folgezeit bemühen sich Kinder wie „richtige“ Mädchen und Jungen zu verhalten. Die meisten verhalten sich zunehmend geschlechtstypisch, manche auffällig untypisch.

Gerade für die zweite Gruppe ist es entscheidend, wie viel Anders-Sein ihnen die Umwelt zugesteht. Im Vorschulalter bis zum Ende der Volksschulzeit bevorzugen Kinder meist gleichgeschlechtliche Spielpartner. Dies ist wichtig für die Entwicklung der Identität.

Danach lernen Kinder, dass geschlechtsbezogene Zuordnungen nicht für alle Mädchen(Frauen) und Jungen(Männer) gelten, nicht für die eigenen Eltern, die Freunde und nicht für sie selbst.

Konsequenzen für das pädagogische Handeln

Was kann eine „Pädagogik der Vielfalt“ für den Umgang mit geschlechtsbezogenen Themen bedeuten:

- Männer sollen für die Arbeit in Kitas gewonnen werden (Ziel ist es, dass Kinder vielfältige Möglichkeiten des Mann-Seins erleben)
- Einbeziehung von Vätern
- Reflexion der Fachkräfte über eigene Einstellungen und Lebenserfahrungen

- Geschlechtsbewusste Pädagogik ist kein Zusatzprogramm, sondern soll in allen Bildungsbereichen wirken
- Reflexion des Bildungsangebotes:
In welchen Spielbereichen halten sich Mädchen bzw. Jungen auf?
Welche Angebote nutzen Jungen bzw. Mädchen?
Wie berücksichtigt das Angebot typisch männliche bzw. typisch weibliche Themen?
Wo gibt es Ausnahmen, Überraschungen, abweichendes Verhalten?
- Getrenntes Angebot für Mädchen und Jungen
- Raum geben für ungewohnte Erfahrungen

Herkunftsfragen

Auf die Frage „Woher kommst du?“ antworten Kinder unterschiedlicher Altersgruppen verschieden. Jüngere Kinder antworten mit Ortsangaben (z.B.: vom Spielplatz, von zu Hause,...) während Kindergartenkinder bereits über ethnische, nationale und kulturelle Zugehörigkeit Auskunft geben können.

Kinder mit Migrationshintergrund lernen, was sie von der österreichischen Mehrheit unterscheidet. Sprache, Aussehen, Nationalität und Religion werden verglichen, es kommt zu Abgrenzung von Merkmalen, aber auch zu Ein- oder Ausschließungen.

Kinder üben ein, was ihnen an Unterscheidungspraxis begegnet und übernehmen diese in ihr Handeln. Kinder mit Migrationshintergrund beschäftigen sich deutlich früher mit ethisch-nationalen Herkunftsfragen, als Kinder der Mehrheitsgesellschaft. Durch ihr erlebtes Anders-Sein werden sie früher aufgefordert sich damit auseinanderzusetzen.

Obwohl es eine nationale Identität in Hinblick auf Einheitlichkeit und Unveränderbarkeit bei genauerem Betrachten, nicht gibt, ist sie dennoch in der Vorstellung der Angehörigen einer Nation real. Es entsteht ein Wir-Gefühl, das es uns möglich macht uns von anderen Nationen zu unterscheiden. „Die Konstruktion des „Wir“ erlaubt uns gleichsam die Unterscheidung zwischen „uns“ und „den Anderen, den Fremden“, denn ohne „die Fremden“ würde sich die Definition „der Einheimischen in Differenzierungen auflösen“ .(Eickelpasch/Rademacher 2004, S.68)

Kinder mit Fluchterfahrungen

Laut repräsentativen Untersuchungen sind mehr als ein Drittel der geflüchteten Kinder aus Syrien traumatisiert. Jedes fünfte Kind leidet an einer posttraumatischen Belastungsstörung. Dies bereitet vielen Erzieherinnen Probleme. Kann ich dem Kind anbieten, was es braucht? Wie gehe ich mit Sprachbarrieren um?

Die Kindertageseinrichtung kann ein guter Platz für traumatisierte Kinder sein, ersetzt aber keine Therapie. Viel Empathie und Aufmerksamkeit der Erzieherinnen ist notwendig um ein traumatisiertes Kind gut begleiten zu können. Ein regelmäßiger Tagesablauf, Bildungs- und Spielmöglichkeiten können Kindern dabei helfen, chaotische Situationen in Flüchtlingsunterkünften besser zu verarbeiten.

Problematisch ist jedoch, dass die Eingewöhnung in eine Kita immer mit einer Trennungserfahrung einher geht. Gut wären Angebote, bei denen Eltern und Kinder gemeinsam pädagogisch betreut werden und so ein schonender Übergang ins Bildungssystem möglich wird.

Rassismus und Kinder?

Das Thema Rassismus und Kinder wird nicht gern in Zusammenhang gebracht. Die Vorstellung, dass bereits sehr junge Kinder rassistische Diskriminierung erfahren können sich viele Menschen nur schwer vorstellen. Daher gibt es dazu auch keine Forschungsergebnisse.

Kinder können bereits im Alter von 2 Jahren Geschlechter und Hautfarben unterscheiden. Mit drei Jahren haben sie bereits eine Vorstellung darüber, welche Merkmale unverändert bleiben. Sie machen dadurch erste Erfahrungen mit Gruppenzugehörigkeit. Äußere Merkmale dienen als Hilfsmittel zur Kategorisierung von Menschen. Kinder beginnen zwischen „Wir“ (eigene Bezugsgruppe) und „die Anderen“ (Fremdgruppe) zu unterscheiden. Die Zuordnung von Merkmalen kann sich unterschiedlich stark ausbilden. Hier ist es nicht Unwesentlich, welche Erfahrungen Kinder in der Kita machen. Haben Kinder bereits gelernt, welche äußeren Merkmale in der Gesellschaft als privilegiert gelten, zeigen sie bereits mit drei Jahren Unbehagen gegenüber Merkmalen, die den gängigen Normvorstellungen nicht entsprechen. Kinder die einer Minderheit angehören, nehmen dieses Unbehagen wahr und erkennen sich als nicht selbstverständlichen der Gesellschaft. Dies hat Auswirkungen auf ihre Identitätsbildung.

Kindertageseinrichtungen sind kein Schonraum, sondern spiegelt die gesellschaftlichen Normen wider.

Rassismus kann sich auf direkte und indirekte Art äußern. Eine direkte Form wäre, wenn Kinder als „Schokolade“, „Mohrenkopf“, „Schlitzauge“ usw. bezeichnet werden. Indirekt wäre eine tendenziöse Repräsentanz von bestimmten Menschengruppen in Spielen, Kinderbüchern und Liedern. Häufig wird dunkle Hautfarbe mit etwa Negativem oder Bedrohlichen assoziiert. Das macht es Kindern schwer, sich mit ihrer Hautfarbe zu identifizieren. Ihr Anders-Sein wird permanent wahrgenommen und ihre Zugehörigkeit ständig in Frage gestellt.

In der Kindertageseinrichtung können Kinder lernen, rassistisches Gedankengut nicht weiter zu transportieren. Daher muss es thematisiert werden. Nur so erfahren Kinder mit dunkler Hautfarbe Schutz und können Gegenstrategien und Verarbeitungsmechanismen entwickeln. Für Erzieherinnen bedeutet das ein hohes Maß an Selbstreflexion (Inwieweit verwende ich selbst rassistische Begriffe usw.) und eine hohe Sensibilität für Diskriminierungsgefährdungen.

Mehrsprachigkeit in der Kindertageseinrichtung

Obwohl sehr viele Kinder in Österreich zwei- oder mehrsprachig aufwachsen, fehlen oftmals bilinguale Konzepte. Daraus ergibt sich ein Zwang zur Einsprachigkeit. Haben mehrsprachige Kinder gute Deutschkenntnisse sind sie für uns kein Thema, sprechen sie wenig Deutsch, werden sie zum „Problem“. Bestimmte Routinen und Angebote funktionieren dann nicht mehr. Für einsprachige Erzieherinnen wird es dann schwer die Kinder adäquat zu fördern. Zusätzliche Mittel werden aber auch selten gewährt.

Erfahrungen mehrsprachiger Kinder (Befragung Deutsches Jugendinstitut)

- Mehrsprachige Kinder haben Lust an Sprache, sie fühlen sich kompetent
- Sie äußern Interesse an weiteren Sprach-Erfahrungen
- Sie machen Diskriminierungserfahrungen, sind oft beschämt (Nicht-Können, Nicht-Verstehen)
- In Bildungseinrichtungen machen sie eher Inkompetenz-Erfahrungen
- Kinder erleben ihre Eltern als nicht Deutsch-kompetent
- Kinder erleben Sprache als Zwang

Es gibt in unserer Gesellschaft Sprachen hoch angesehen sind und Sprachen, die diskriminiert werden. Dies steht in Zusammenhang mit dem sozialen Status einer Menschengruppe. Kinder sozial diskriminierter Gruppen haben auch Probleme mit der Aneignung der deutschen Sprache.

1990 wurde ein Begriff dafür eingeführt, der Linguizismus. Dieser Begriff meint die Ideologie von der Höherwertigkeit bestimmter Sprachen.

Adultismus

Adultismus (engl. adult = Erwachsene/r) beschreibt die Diskriminierung von Kindern und Jugendlichen durch Erwachsene, die relative Machtlosigkeit von Kinder und Jugendlichen gegenüber Erwachsenen, die Geringschätzung kindlicher Bedürfnisse und Interessen bzw. die Höherbewertung von Erwachseneninteressen. Institutionen, Gesetze und Traditionen untermauern diese Ungleichbehandlung. Man weiß heute, dass Adultismus junge Menschen darauf konditionieren kann, alle weiteren Diskriminierungsformen wie Sexismus, Rassismus, Homophobie,... zu akzeptieren bzw. selbst zu praktizieren.

Obwohl dieser Begriff in der Fachliteratur sehr selten aufscheint, haben Kinder eine hohe Sensibilität gegen über dieser Diskriminierungsform.

In unserer Gesellschaft gehört es zur Norm „Groß“ zu sein. Kindertageseinrichtungen stellen hier scheinbar eine Ausnahme dar. Kindgerechte Ausstattung geht aber kaum über das Mobiliar hinaus. Treppen sind schwer zu besteigen, Lichtschalter und Türklinken können nicht betätigt werden. Das macht die Kinder im alltäglichen Leben von den erwachsenen abhängig. Kinder assoziieren mit Erwachsenen Begriffe wie „bestimmend, reich, ungerecht...“ Auch der Begriff „Arbeit“ wird mit Erwachsenen verbunden, scheint also einen hohen Stellenwert in unserer Gesellschaft haben. Wenn das Spiel jetzt die Arbeit des Kindes ist, wie Erzieherinnen in der Ausbildung lernen, sollten Kinder dabei nicht leichtfertig und unangekündigt unterbrochen werden. Im Alltag wird jedoch auf die Arbeit der Erwachsenen Rücksicht genommen auf das Spiel der Kinder häufig nicht. Es entsteht beim Kind der Eindruck: Je größer, je älter ein Mensch ist, desto wichtiger ist er.

Vorurteile gegenüber Kindern

Vorurteile haben immer etwas mit gesellschaftlichen Normen zu tun. Abweichungen von der Norm werden von denjenigen festgeschrieben, die die Definitionsmacht haben. Beim Adultismus also die Erwachsenen.

Zuschreibungen und Vorurteile können durch echte Gespräche zwischen Kindern und Erwachsenen vermieden werden. Doch häufig reden die Erwachsenen miteinander, aber nicht mit den Kindern und besprechen nicht, was die Kinder wollen.

Die Erhebung von Vorurteilen gestaltet sich bei Personengruppen, zwischen denen ein Machtgefälle herrscht, als sehr schwierig. „Unterlegen“ Personen versuchen immer die Erwartungen der machtvolleren Person zu erfüllen. Das bestätigt wiederum die „überlegen“ Person in ihren Annahmen. Aus einem Vorurteil wird ein Urteil. Die Überzeugung, sich ein gerechtes Urteil gebildet zu haben, erschwert es Verhaltensweisen umzudeuten.

Ein wichtiger Schritt Adultismen entgegen zu wirken besteht darin, Werte und Normen aber auch die Interpretation von Verhaltensweisen zu hinterfragen.